

Die Bedeutung einer zeitgemässen Gedichtsammlung für die Schule.

Wir haben eine Zeit gewaltiger künstlerischer Revolutionen hinter uns. Mussten wir auch durch die Dunkelkammer des Naturalismus schreiten, und haben uns die kreissenden Bewegungen der letzten Dezennien noch nicht den „Erfüllenden“ gebracht, als welcher trotz eifriger Betonung durch die Symbolisten der Dr. phil. Richard Dehmel zu Pankow bei Berlin nicht erscheinen mag, so können wir im ganzen doch herzlich froh sein über die vergangenen zwanzig Jahre. In dem Suchen und Irregehn lag erneute Kraftbetätigung, die aus der unsäglichen literarischen Verflachung der Gründerperiode herauszukommen trachtete.

Innerhalb der ungeberdigen Gärung jener hinter uns liegenden Epoche wurde nicht nur ein toter Punkt überwunden, sondern auch das halb verschollene „Sonnenland Avalon“ tiefster Lyrik wieder entdeckt.

Die amaranthene Pseudoromantik, der Saurierhumor der Scheffelbarden, die Atlaschmerzendichtung der Heineaner, die Salonvagantenlyrik der „Wölfflinge“ neben dem archäologischen Professorenroman — sie alle sind heute überwunden.

Heute ist es möglich, dass der „Kunstwart“ Zehntausende begeisterter Anhänger hat, heute ist es Avenarius, dem neuen und besseren Gottsched, vergönnt, sein „Hausbuch deutscher Lyrik“ in rascher Auflagenfolge hinauswandern zu sehen. Das deutsche Publikum findet jetzt in der Tat die „Dichtergrüsse“ der Elise Polko ärmlich — wie weit hat jener ausgezeichnete Mann trotz Ambrosius und Eschstruth den Geschmack der Bücherfreunde gefördert! Heute ist — und das verdanken wir dem „Kunstwart“ fast allein — das Verständnis des schwäbischen Goethe in mächtigem Wachsen begriffen, heute erst beginnt unser grösster Dichtergeist das ganze Bildungsleben wie ein warmer Frühlingsregen zu durchtränken.

„Trotz aller Unkenrufe“, schrieb einmal Karl Busse mit Recht, „gibt es heute mehr Freunde guter Lyrik als vor zwanzig Jahren.“

Darin beruht die Bedeutung des letzten Sturms und Drangs, dass die grossen deutschen Lyriker entdeckt wurden, dass man Mörike fand, Goethe mehr verstand und dem Volkslied wieder seinen Platz einräumte. Wir setzen nicht das Ende der deutschen Literatur gleich dem Tode Goethe's, wir halten nicht mit Vilmar die Nachklassik einfach für Epigonendichtung. Warum sollte eine Entwicklung über Goethe hinaus im einzelnen unmöglich sein? Ward uns nicht die Heide (Droste, Storm, Liliencron), das Meer (Wilh. Müller, Heine), der Wald (Eichendorff), der Krieg (Liliencron; gegen dessen Kraft kommt Körner doch nicht recht auf!) für die Poesie entdeckt?

Schenkte uns das Jahrhundert nicht Hamerling's Verse aus dem „Schwanenlied der Romantik“, (die sich leider in keiner der unten zu nennenden Gedichtsammlungen finden)?

Ist dieser Zeiten Zwielficht — Morgendämmerung
Mit einem neuen Tage schwanger, der herrlich und jung
Ueber den harrenden Völkern beginne den stolzen Lauf:
Er gehe dir, o Heimat, gehe dir am ersten auf.
Und kommt er als Bote des Dunkels, und bricht die Nacht herein:
Auf deinen Bergen säume des letzten Tages Schein:
Die letzte aller Blumen, sie blühe auf deinem Ried,
In deinen Hainen flöte die Nachtigall ihr letztes Lied.
Die Perle des himmlischen Segens, die irdische Blüten netzt,
Von deinen Blüten, o Deutschland, wegtrockne sie zuletzt,
Zuletzt dir schwinde der Zeiten verglimmendes Abendrot, —
Du bist das Herz Europas, so lähme dich zuletzt der Tod!

Gab uns nicht das Schicksal in Hölderlin den wunderbaren Meister deutscher Oden, mag Platen immerhin Klopstock „der Ode ersten“ und sich den zweiten Preis zuschreiben? Wer kannte vor ihm solche Pracht der Sprache, die Schiller nie und Luther nur stellenweise in der Bibelübersetzung erreicht hat? Wer schrieb vor diesem unglücklichen Poeten Verszeilen wie in „Andenken“?

Der Nordost weht,
Der liebste unter den Winden
Mir, weil er feurigen Geist
Und gute Fahrt verheisst den Schiffern.
Geh' aber nun und grüsse
Die schöne Garonne
Und die Gärten von Bordeaux,
Dort, wo am schroffen Ufer
Hingehet der Steg und in den Strom
Tief fällt der Bach, darüber aber
Hinschauet ein edel Paar
Von Eichen und Silberpappeln.

Noch denket das mir wohl, und wie
Die breiten Wipfel neiget
Der Ulmwald über die Mühl',
Im Hofe aber wächst ein Feigenbaum,
An Feiertagen gehn
Die braunen Frauen daselbst
Auf seidnen Boden,
Zur Märzzeit,
Wenn gleich sind Nacht und Tag,
Und über langsamen Stegen,
Von goldnen Träumen schwer,
Einwiegende Lüftn ziehn

Sagte man nicht, Heine's freie Rythmen seien unvergleichlich? — Leider vermessen wir „Andenken“ in jeder uns zu Gesicht gekommenen Sammlung. — Hölderlin steigt immer höher. Bartels stellt „Hyperions Schicksalslied“ neben Goethe's „Ganymed.“

Oder gedenken wir an Mörike! Bedeutet er nicht etwas durchaus Eigenartiges? „Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee“, „In ein freundliches Städtchen tret' ich ein“, „Du bist Orplid, mein Land“, „Ein Stündlein wohl vor Tag“, „Frühling lässt sein blaues Band“, — wir könnten da wohl alle seine Gedichte aufzählen — niemals ist etwas Lieblicheres in deutscher Sprache geschrieben worden. Und vor dem „Alten Turmhahn“ müssen sich die Usteri, Hebel, Reuter, Raabe alle grüssend verneigen.

Nun gar die Droste! Wer sah wie sie in Gras und Ried? Unsere Sprache war zu arm, um der phänomenalen Dichterkraft der grossen Westfalin vollkommen Gestalt zu geben. Sicher ist es, dass kein deutscher Dichter über eine gleiche Bildergewalt verfügt, sicher ist es, dass die „Schlacht im Loener Bruch“ uns ein mindestens ebenso farbenreiches Bild des dreissigjährigen Krieges, und sei es auch nur der Braunschweigepisode, gibt als „Wallensteins Lager“. Wenn man, wie es Consbruch und Klincksieck (vergl. weiter unten!) mit Recht getan, Teile dieses Epos anführt, so sollte man besser Stellen des zweiten Gesanges, eines Kabinetstückes feinsten Milieuschilderung, nehmen. Am liebsten wäre es wohl jedem Freund echter Kunst, wenn statt Grillparzer oder gar Heyse („Kolberg“), wie Wendt vorschlägt, Droste-Hülshoff mit ihrem kleinen Meistergedicht in den Schulen Eingang fände.

„Wer könnte sie nennen die Helden alle?“ Aehnliches wäre zu sagen über Hebbel (dessen „Nibelungen“ man zum Teile abdrucken sollte, anstatt wie Lorenz-Raydt (s. unten!) die Jordan'schen Sprachvergewaltigungen!) über Keller, Storm, Groth u. s. w.

K. F. Meyer's „Die toten Freunde“ erweist klassische Schönheit:

Das Boot stösst ab von den Buchten des Gestads.
Durch rollende Wellen dreht sich der Schwung des Rads.
Schwarz qualmt des Rohres Rauch Heut hab ich schlecht,
Das heisst mit lauter jungem Volk gezecht. —
Du, der gestürzt ist mit zerschossener Stirn,
Und du, verschwunden auf einer Gletscherfirn,
Und du, verlodert wie schwüler Blitzesschein,
Meine toten Freunde, saget, gedenkt ihr mein?
Wogen zischen um Bug und Räderschlag,
Dazwischen jubelt ein dumpfes Zechgelag,
In den Fluten braust ein sturmgedämpfter Chor,
Becher läuten aus tiefer Nacht empor.

All diese reiche Beute edelsten Künstlertums ging jahrelang für die Schule verloren. Noch die Anthologie von Puls (Gotha 1895), die auf „eigener Durchforschung der letzten 150 Jahre deutscher Dichtung beruht“, lässt ein Perserheer von Dichterlingen zu Worte kommen, enthält aber kaum etwas von Mörike, nichts von Liliencron, obschon dessen „Adjutantenritte“ bereits 1884 erschienen sind. Ja, Loewenberg berichtet in der Einleitung zu „Vom goldenen Ueberfluss“ über einen Mädchenschuldirektor, dessen Blütenlese den Anspruch macht, „in die neueste Lyrik einzuführen, dabei aber keine Zeile von Hebbel, Mörike, Keller, Storm, Groth, Meyer, Liliencron bringt, indessen Baumbach, Ambrosius, Carmen Sylva berücksichtigt! Ist letztere immerhin noch ein Talent, so gibt es doch für die beiden anderen, um mit Bartels zu reden, „keine mildernden Umstände.“

Eine Generation pädagogischen Fabrikarbeitertums druckte der andern die unsäglich albernsten Kinderlieder von Hey (den man neuerdings durch den etwas besseren Blüthgen und gar durch Dehmel (!) [Detta-Lieder] zu ersetzen sucht) oder Rückert's einfältiges „Männlein in der Gans“ nach. Dazu kam das ewige, aufdringliche Moralisieren (vgl. hier die geistvolle Abh. Hiecke's, mit der er den ersten Teil seines Lesebuchs eröffnet und sich gegen die unvermeidliche „Moral von der Geschichte“ in unsern Lesebibeln wendet!) und die durch den Gebrauch geheiligte Einteilung „Gott, Natur, Vaterland“, als müssten diese drei nicht aus jedem guten Gedichte herausleuchten!

Der starke Glaube, aber schwache dichterische Gehalt der Verse eines Knapp, Spitta, Gerok schleppten sich von Lesebuch zu Lesebuch. Was brauchte auch der Schüler zu wissen, dass Mörike oder gar ganz Moderne wie Marie Janitschek und Liliencron Gedichte von einer tiefpoetischen Religiosität geschrieben haben, die zwar nicht an Claudius' „Der Mond ist aufgegangen“ heranreichen, für die man aber Sturm, Spitta, Gerok u. s. w., auch Schwab mit seinen hausbackenen Legenden völlig preisgibt.

Auch die vaterländische Dichtung kam nicht aus der Misere heraus. Da bildeten immer die Arndt, Körner, Massmann, Schneckenburger, Hofmann, Geibel u. s. f. den eisernen Bestand.

Von des Grafen Strachwitz klirrenden Balladen, von Hopfen's wuchtiger „Sendlinger Bauernschlacht“, von Hamerling (vgl. oben), Liliencron war selten oder nie etwas zu finden.

Daneben her gingen andere Geschmacksverirrungen. Dadelsen bemerkt gelegentlich: „Es wäre Sünde, an der edlen Einfachheit, mit der diese echten Kenner (Grimm u. s. w.) der Jugend erzählen, herumbessern zu wollen.“ Und in der Tat! Welche Freude bringt dem Kinde der persönliche Erzähler, seien es nun die beiden Grimm, sei es Hebel oder Bechstein! Und doch erlauben sich einige Herausgeber „nach Grimm“ u. s. f. zu erzählen, als käme es allein darauf an, stoffliches Interesse zu befriedigen. Wenn Hiecke, der neben Masius vor allen andern Lesebuchherausgebern weitgehendes Verständnis für die poetische Lektüre zeigt, „nach Hans Sachs“ berichtet, so ist das verständlich.

Lorenz-Raydt (vgl. unten!) wagen es, Mörike's „Turmhahn“ abzukürzen, mit merkwürdigem Geschick gerade da, wo das Gedicht am schönsten wird. Dafür beglückt Raydt den Schüler am Schlusse des Lesebuchs für Untertertia mit einem eigenen Opus, das besser nie geboren wäre.

Ein Herausgeber lässt die Sextaner singen; „In ganz Europa, ihr Herren Zecher . . .“, ein anderer setzt den Quintanern ein feuriges Liebeslied vor. In den älteren Auflagen eines weitverbreiteten Lesebuchs standen Gedichte und Sprüche zwischen Erzählungen aus der Ilias, offenbar der Konzentration wegen, wie z. B.: „Ein voller Bauch studiert nicht gern“, (!) „Das Feuer im Walde“ (!) von Hölty u. s. w.

Genug davon! Es ist ja neuerdings eine bemerkenswerte Besserung eingetreten, und das früher vorherrschende Bedürfnis ödster Buchmacherei hat dem ernsten Streben Platz gemacht, einige Strahlen der Erkenntnis, dass die deutsche Literatur nicht mit dem seligen Brockes beginnt und am 22. März 1832 ihr Ende erreicht hat, in die Lesebücher fallen zu lassen.

Doch läuft dabei noch mancher „Dichter“ der Rittershausklasse mit. So erfreut uns die neueste Auflage von Kohts-Meyer-Schuster mit Träger's Altweiberpoesie „Wenn Du noch eine Heimat hast“. Warum nicht lieber: „Wenn ich mich nach der Heimat sehn“, „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn“, „Ich bin so gern, so gern daheim“? Platter sind die auch nicht, haben aber den Vorzug der Volkstümlichkeit.

Auch in Lehmann's Lesebüchern (Leipzig, Freytag) finden sich Undichter, wenn auch gerade hier die weitgehende Berücksichtigung der lyrischen Klassiker (vgl. weiter unten!) rühmend hervor-gehoben werden soll.

Die neue Paldamus-Ausgabe (besorgt von Winneberger) erweist sich als stark von Loewenberg beeinflusst, was an sich kein Fehler ist, da Loewenberg eine treffliche Sammlung herausgegeben hat. Quellenstudium wäre allerdings eher am Platze, da L. keineswegs Vollständiges bietet und bieten will. Die poetische Behandlung von „Siegfrieds Jugend“ ist uns durch Uhland teuer ge- worden. Tieck, den Winneberger mit einem gleichlautenden Gedichte anführt, kommt da nicht mit. Chamisso's „Familienfest“ erscheint so einfältig wie Trojan's „Hasensalat“.

In Ever's-Walz (Lesebuch 6. Teil, für Untersekunda, Leipzig, Teubner) befinden sich unter 100 Gedichten 58 vaterländische, darunter 45 aus den Befreiungskriegen, dabei eins von Goethe (!). Kleist ist weggelassen.

Von den übrigen 42 Gedichten entfallen auf Goethe 2, Schiller 6, Mörike 5, Storm 3, Liliencron 4, Hebbel, Holz, Dehmel je 1.

In dem Lesebuche von Scheel (Berlin, Mittler. Unterstufe Sexta-Quinta-Quarta; vgl. Geleit- wort dazu von Otto Lyon und Vorrede des Herausgebers) stehen neben Claudius, Mörike, Groth, Greif, Hülshoff, Meyer, Fontane, Storm auch Güll, Trojan, Blüthgen, Presber, Dahn, Wildenbruch!

Statt Chamisso wird uns Güll mit „Vom Bauern und Riesentöchterlein“ geboten; zwei Ge- dichte von Hebel werden in hochdeutscher Uebersetzung, dagegen Groth („Lütt Matten“, „Abend- frieden“) in der Ursprache gebracht. Auch dürfte Fontane mit seinem „Wo Bismarck liegen soll“ vor allen, besonders aber einem so saftlosen Poem wie „Bismarcks Tod“ von Walter Busch den Vorrang beanspruchen.

Wie gesagt, ein neuer Geist weht in den Lesebüchern, die freilich, da in den Oberklassen zumeist auf ihren Gebrauch verzichtet wird, für die Lyrik nicht den nötigen Einfluss ausüben können. Auch machen sie von der den Meister beweisenden Beschränkung einen allzugeringen Gebrauch.

Die Auffassung, dass „der Lieder Kunst nicht nur an wenig stolze Namen gebannt“ sei, klingt sehr verheissungsreich, ist aber trotzdem falsch.

„Singe, wem Gesang gegeben!“ ist eine in deutschen Landen genugsam befolgte Dichter- mahnung, und wenn die Sperlinge auf der Dachrinne die Morgensonne jubelnd begrüßen, so wird ihnen niemand darüber böse sein. Aber weil ein nachgerade abgetretener Gemeinplatz fordert, dass für die Schule das Beste gut genug sein soll, so muss auch die Lyrik als die zarteste Blüte unseres nationalen Geistes geachtet werden. Je mehr steigende Kultur die Ausdrucksfähigkeit auch in gebundener Rede verallgemeinert, um so grösser wird die Zahl schönredender Dichter- zwerge und Eklektiker werden. Solchen muss unter allen Umständen die Schule verschlossen bleiben.

Es kann aber auch nach Ausmerzung alles Minderwertigen nicht die Aufgabe der Schule sein, ein erschöpfendes Bild der wahren Lyrik zu geben. Sie soll anregen und Winke geben für die Weiterarbeit, soll zeigen, wo Schätze zu heben sind (Loewenberg).

Das Feinste und Tiefste der Lyrik ist auch dem besten Schüler verschlossen, und es bedeutet darum „Kaviar für's Volk“, wenn Lehmann in seinem Lesebuch für Obertertia dem Schüler Mörike's „Septembertag“ vorsetzt:

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen;
Bald siehst Du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

Hier hat man ein Gedicht, dessen lyrischer Feingehalt auch dem Gourmet erst nach mehr- maligem Kosten völlig offenbar wird.

Dem Tertianer sind solche Stimmungen ein unbekanntes Land, den über Durchschnitt begabten Primaner dürften sie allerdings zum Natursehen anleiten.

Das stofflich Interessante in der Behandlung von Meistern poetischer Kunst muss in erster Linie für die Schule massgebend sein.

Indem man Handwerkspfücher, die sich die poetische Gewerbefreiheit zunutze machten, unerbittlich verwirft und immer wieder auf die Grossmeister hinweist, wird der geistig freiere Schüler allmählich dahin kommen, den Künstler der „inneren Form“ von dem Virtuosen der „äusseren Form“, dem Eklektiker und Schönredner instinktiv zu unterscheiden. —

Dieses Ziel muss von Sexta bis Prima in systematischer Arbeit erstrebt werden. Ein Lesebuch von hergebrachtem Aufbau kann das nicht leisten. Prosa und Poesie stehen sich da hindernd im Wege. Beide müssen deshalb getrennt sein! (Diese Forderung wird auch von Wendt in Baumeister's Handbuch VII, 40 erhoben.) Das Poesielesebuch soll den Schüler auf seinem Lerngange begleiten. Das Prosalesebuch kann in mehrere, stufenmässig geordnete Teile zerfallen (vgl. unten S. 9), wobei das ästhetische Prinzip nicht durchaus massgebend zu sein braucht. Die Bedeutung und etwa notwendige Zusammensetzung einer umfassenden Anthologie für die Schule aufzuzeigen, ist Zweck dieser Arbeit. Eine solche Sammlung ermöglicht aber auch rein äusserlich das Wiederholen früher gelernter Gedichte (vgl. Wendt a. a. O.) und somit eine vertiefte Betrachtung auf verschiedenen Stufen. (Goethe's „Ein Blumenglöckchen“ in Sexta und Prima!)

Im Anschluss an die Forderungen der neuen preussischen Lehrpläne, oder auch um den Mangel eines poetischen Lesebuchs für die Oberklassen weniger fühlbar zu machen, sind in den letzten Jahren eine Reihe für die Schule bestimmter Gedichtsammlungen herausgekommen bzw. neu aufgelegt und erweitert worden.

Die Auswahl von Otto Lyon (Leipzig, Velhagen & Klasing 1900) bringt ausser Sprüchen Logau's, von Geibel und Gerok zusammen 21, von der Droste, Hölderlin, Mörike, Hebbel, Keller, Storm, Meyer, Fontane, Liliencron zusammen nur 35 Gedichte. Statt einzelner Geibel'scher Poemata sähen wir lieber mehr von Mosen oder Reinick, einem unserer besten und reinsten Lyriker, oder von Kopisch, dem geborenen Dichter für die Schule.

Auch liessen sich die beiden Schlegel, Tieck (trotz der „Mondbeglänzten Zaubernacht“!), R. Wagner, Woermann, Roquette, Baumbach, Bodenstedt, Dahn, auch Gerok (vgl. unten!) un schwer vermissen.

Uhland ist bei L. mit 25 Gedichten vertreten. Das wäre ein Verdienst, wenn nicht Uhland schon längst als ein König unserer Lesebücher gegolten hätte. Leider beschränken ihm Schiller und besonders Geibel noch seinen Platz. Was bedeuten aber diese beiden neben Uhland? Es ist eine Wohlthat, in ihm lesen zu dürfen:

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und Speer;
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld,
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Mut:
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt er hinein und führte den ersten Stoss,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoss;
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

etc. etc.

Die treffliche Auswahl von Loewenberg (Leipzig, Voigtländer 1903) enthält eine lesenswerte Vorrede. Sie beginnt mit Droste-Hülshoff und gibt reiche Proben aus der Dichtung des vergangenen Jahrhunderts, bringt aber auch eine Reihe von Afterlyrikern, über die man besser zur Tagesordnung überginge. So den greulichen Bierbaum, Sudermann, M. G. Konrad, Loewenberg selber.

Avenarius gehört zu den wenigen Blütenleseherausgebern, die so taktvoll sind — und dabei ist Avenarius keine geringe lyrische Kraft! — da zu schweigen, wo Goethe und seine grossen Nachfahren zum Worte kommen. Nicht vertreten sind bei Loewenberg: Hölderlin, Uhland, Eichendorff, Chamisso, Joh. Georg Fischer, Greif. — Von Gilm fehlen „Die Nacht“, „Der alte Schütz

am Pragser See“ und „Allerseelen“ (letzteres ist doch nun einmal der Ausdruck für die Stimmungen jenes ersten Tages geworden). Von Meyer fehlt: „Die toten Freunde“.

Im gleichen Verlage erschien 1904: Von allen Zweigen. Sammlung deutscher Gedichte, herausg. von Lorenz, Raydt, Rössger.

Hier bedeuten nun wieder Geibel, Körner, Gerok mehr wie Uhland, Eichendorff, Mörike u. s. w. Daneben stehen eine grosse Reihe in weitesten Kreisen unbekannter „Poeten“ wie Andresen, August, Brümmer, Frahm, Fürst, Hermann!

Die „Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts“, herausgeg. von Consbruch und Klincksiek, Leipzig, Amelang 1903, ist vielseitig, verständnisvoll nach Gruppen geordnet und bringt bei jedem Dichter Titel und Erscheinungsjahr seiner Gedichte, was dieser Sammlung als ein besonderes Verdienst anzurechnen ist, da hierdurch sich Weiterarbeit ermöglicht. Sie beginnt mit Hölderlin und geht bis zu Gustav Falke, der wie bei Loewenberg etwas zu stark dotiert erscheint, namentlich wenn gleichgute zeitgenössische Lyriker vergessen sind (s. unten!) Die Romantik kann durch Eichendorff allein und am besten vertreten werden, daneben mag noch Brentano stehen. Indessen sind die Schlegel und Tieck, auch Kleist als Lyriker entbehrlich. Das gleiche gilt von Schack, Schwab und Grillparzer. Dagegen verdient Schenkendorf eine liebevolle Berücksichtigung. Andere Abschnitte aus der „Schlacht im Loener Bruch“ hielten wir schon oben für wünschenswert. Von Liliencron fehlt „Abschied und Rückkehr“. Ein Geibel darf einen Strachwitz nicht verdrängen. Auch Grosse wird überschätzt.

In der Einleitung der von Rausch besorgten neuesten Ausgabe des Echtermeyer, „Auswahl deutscher Gedichte“ (1903) wird uns mitgeteilt, dass Kerner's schönstes, ergreifendes Lied „An das Trinkglas eines verstorbenen Freundes“, Hölderlin „Die Launischen“, Hebbel „Unterm Baum“ u. a. gestrichen sind. Dafür werden uns neben Gutem ein Schoenaich-Carolath, ein Weber, ein Gerok vorgesetzt. Geibel, Uhland, Goethe sind mit gleichen Teilen abgetan. Doch finden wir in der reichhaltigen Sammlung auch die Droste, Mörike, Keller u. s. w. vertreten, wenn sie schon alle zusammen erst soviel Raum haben als Schiller allein einnimmt.

(Die ausser diesen genannten erschienenen Sammlungen sind nicht für die Schule bestimmt. Zu nennen wäre neben denen von Storm, Polko, Bodenstedt, Bern, Busse, Bartels u. s. w. vor allem das „Hausbuch deutscher Lyrik“ von Ferdinand Avenarius, das auch hier noch einmal als das Buch deutscher Versdichtung empfohlen sein soll.)

Umfassend ist keine der oben besprochenen Zusammenstellungen, obwohl gerade Consbruch und Klincksiek neben Loewenberg das Verdienst gebührt, unsere sogenannten Epigonen in hellstes Freilicht gestellt zu haben.

Da aber der Schüler bis zur Prima ein möglichst deutliches Gesamtbild der lyrischen Klassiker aufnehmen sollte, so dürften in einer zeitgemässen Sammlung wesentliche Glieder des lyrischen Werdegangs nicht fehlen. Eine solche Auswahl müsste mit Walter und Neidhart beginnen, darf die prächtigen „Namenlosen Lieder“ aus des „Minnesangs Frühling“ nicht vergessen, vor allem Perlen mittelalterlicher Dichtung, die Carmina burana nicht links liegen lassen, wie das eine ganze Reihe vielgelesener Literaturgeschichten, darunter auch die von Bartels, tut. Vor dem „Latein“ dieser Lieder braucht einem nicht bange zu sein. Sie sind indessen auch mehrfach gut übersetzt worden. So z. B. von Laistner („Goliath“, Stuttgart 1879).

Jener reichen Frühlingszeit folgt eine breite Ebbe in der Lyrik, die erst mit Claudius wieder zur Höhe flutet.

Was Goethe uns in seiner Lyrik, die man nicht zum wenigsten im „Faust“ suchen muss, war, ist und immer mehr werden soll, braucht hier nicht erörtert zu werden. Wundervoll hat Bielschowsky in „Goethe“ darüber gehandelt. Neben ihm kommen in erster Linie in Betracht: Hölderlin, Droste-Hülshoff, Eichendorff, Uhland, Strachwitz, Mörike, Keller, Hebbel, Groth, Storm, Meyer, Fontane, Liliencron.

In zweiter Linie stehen: Günther, Bürger, Hölty, Voss (um des „Siebzigsten Geburtstags“ willen!), Schiller, Körner, Arndt, Schenkendorf, Chamisso, Rückert, Platen, Heine, Freiligrath, Hertz, Geibel, Reinick, Kopisch, Wilh. Müller, Lenau, Lingg, Hamerling, Gilm, Mosen, Alberta von Puttkammer, Marie von Ebner-Eschenbach, Ricarda Huch, Hopfen, Avenarius, Stieler (dessen „An meinen Vater“ und „An meine Mutter“ wahrhaft „aus tiefster Seele“ kommen), Falke, Ernst, Dehmel, Wallpach, Weigand.

Neben der älteren und neueren spezifischen Lyrik hätten in besonderen Kapiteln Platz zu finden: Die Spruchdichtung (Freidank, [Spervogel], Logau, [Kästner] Bürger, Goethe, Rückert, Platen, Wilh. Müller, Heibel), die Dialektpoesie (Holtei, Hebel, Usteri, Groth, Reuter, P. Geibel, Stieler, Kobell u. s. w.), Volks- und Landsknechtslieder, vielleicht auch Meisterballaden (Bürger, Goethe, Strachwitz, Uhland, Fontane, Liliencron, Greif, Hopfen u. s. f.), ganz besonders aber die politische und soziale Dichtung, deren markanteste Zeugnisse viel zur Belebung des Geschichtsunterrichts beitragen können. Hier käme vor allen Dingen der Vogelweider in Frage, als Vorläufer der Reformation und der Geibel des Mittelalters (ohne ihm diesen gleichstellen zu wollen!), dann Hutten und Fischart. Ferner gelangten da die Hofmann v. Fallersleben, Herwegh, Dingelstedt, Freiligrath, Geibel, Heine zu ihrem Recht als Illustratoren der bewegten Zeitgeschichte. Von den „Jüngsten“ wären vielleicht Henckell, Holz, Mackay, Dehmel am Platze. Wie uns die Feudalepen der altfranzösischen oder altdeutschen Zeit gegenüber den starren Formeln der Urkunden und Rechtsbücher die ritterliche Gesellschaft in Bewegung zeigen, so schlägt aus der politischen Dichtung das Herz der Zeit lautvernehmlich heraus und redet vom Kampfe der Geister. Damit kommt Farbe in das Bild.

Wenn auch eigentlich die Schule nur Poeten ersten Ranges berücksichtigen sollte (wie sehr streben wir im fremdsprachlichen Unterricht danach!) so gibt es doch eine Reihe von Dichtern zweiten oder gar dritten Grades, die eine allgemein herrschende Stimmung sehr glücklich zum Ausdruck gebracht haben und darum bleiben. Ich meine hier Gerok mit „Des deutschen Knaben Tischgebet“, Bercht mit seiner prächtigen „Preussischen Heldenschau“ u. s. f.

Andere wieder tragen in ihrer Persönlichkeit so viele sittliche Momente, dass die Schule nicht auf sie verzichten kann, so gering tiefergehende Betrachtung ihre künstlerische Fähigkeit einschätzen muss. Der kritischen Sichtung unserer „Dichtervälder“ mögen Hekatomben von Poetastern und kleinen Poeten zum Opfer fallen — vor Geibel müssen wir respektvoll Halt machen. Wir können und müssen die dichterische Herrenstellung Geibel's in den Lesebüchern und Sammlungen ändern übertragen. Aber entbehren dürfen wir dieses reinen Mannes nicht. Er ist der Herold des neuen Reiches und der Seher vaterländischer Grösse. Auch werden Gedichte wie „Lied des Alten im Bart“, „Der Tod des Tiberius“, „Der Bildhauer Hadrians“ nie ihren Eindruck verfehlen.

Dasselbe gilt für Arndt und Körner. „Sind wir vereint zur guten Stunde“ wird nie verhallen, „Leier und Schwert“ dürfen nicht verklingen, die „Lützower Jagd“ mag in ihrem Reiterattackentempo noch fernste Geschlechter begeistern!

Doch soll im poetischen Lesebuch der ästhetische Zweck überwiegen. Dem Prosateil bleibe es im ganzen vorbehalten, Bedeutung und Wirkung grosser Persönlichkeiten in künstlerisch unanfechtbarer Darstellung zu beleuchten.

Das hat der Lesebuchmeister Masius vor allen verstanden. Leute wie Stein, Gneisenau, Nettelbeck, Goltz („Ein Jugendleben“) u. s. w. werden stets nur die reinste Wirkung auf die Jugend ausüben können. In das Prosalesebuch gehört ein solches Kernstück deutscher Prosa wie „Friesen“ von Jahn (Masius II., 1885, S. 289): „Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt von grossen Gaben und Gnaden, den jung und alt gleich lieb hatte; ein Meister des Schwertes auf Hieb und Stoss, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen fasste, ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reissend; ein reisiger Ritter, in allen Sätteln gerecht, ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm ward nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von welscher Tücke fiel er bei düsterrer Winternacht durch Meuchelschuss in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampfe keines Sterblichen Klinge gefällt.“ U. s. w.

Auf Klopstock kann eine Gedichtsammlung ohne Bedenken Verzicht leisten und ihn ruhig den Literaturhistorikern überlassen, die sich ja auch mit den „Dramen“ des Herzogs Julius von Braunschweig beschäftigen müssen. Der Dichter des „Messias“ hat keine Fernwirkung mehr, wie doch z. B. Hölty oder der liebe Claudius. Seine Oden, auch die an Cidli, sind grossenteils ungeniessbar, die an „Hermann und Thusnelda“ wirkt geradezu komisch. Das ist Retortenlyrik und viel mehr gedacht als empfunden. Seine Dichtung offenbart eine fremde Welt für uns, weil sie zu wenig Menschliches enthält. Wenn Bartels meint, wir hätten uns seit Goethe ein zu enges Ideal

spezifischer Lyrik gebildet, so ist dem entgegenzuhalten, dass die besten Lieder Walters, Neidhards, die Carmina burana, das Volkslied trotz oder besser durch Goethe uns heute noch und wohl für immer kostbar und unvergänglich sind. Dort haben wir warme, schlagende Herzen, bei Klopstock Wortschwall und „ewige Seraphstimmung“. Wer nähme ihn heute zur Hand, etwa wie der Grossvater in den „Phantasien im Bremer Ratskeller“ seinen geliebten Horaz, um zu geniessen und zum Genusse zu kommen?

Die „Frühen Gräber“ gelten gemeinhin als die Krone seiner Lyrik. Und doch, was bedeutet seine Lenzschilderung neben dem „Frühlingslied“ des einzigen „Wandsbecker Boten“?*) Die Literaturgeschichte weist ihm einen Platz an, den er nicht verdient, und den sie Grösseren lange beharrlich verweigert hat.

Dass Schiller kein Lyriker war, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Als Dramatiker kommt er ja in der Schule völlig zu seinem Recht, sonst müssten die kecken Worte des „Holkischen Jägers“, die männlichen des „Ersten Kürassiers“ und die „Kapuzinerpredigt“ aus dem „Lager“ in die Sammlung. Die „Glocke“ bedeutet eine Welt für sich und darf natürlich nicht fehlen. Von den sonstigen Gedichten genügen: „Das eleusische Fest“, „Der Handschuh“, „Das Siegesfest“, „Pegasus im Joche“, „Berglied“, „Nimmer, das glaubt mir“, „Lied der barmherzigen Brüder“ aus „Tell“; Distichen. Seine eigenartige Gedankenpoesie wird als philosophische Propädeutik in Prima behandelt. Seinen Balladenehrenplatz, den ihm Lesebuch auf Lesebuch getreu bewahrt hat, muss er abtreten, vor allem an Uhland, den deutschen Balladensänger par excellence, dann an Strachwitz, Fontane, Liliencron. Dass der tönende Fall Schiller'scher Verse (neben ihrer Bekanntheit) Parodien geradezu herausfordert, ist erwiesen. Auch gehen die Rauschebartstrophen ganz anders an ein deutsches Knabenherz, als etwa die „Bürgerschaft“ oder der „Ring des Polykrates“. Man wird nicht warm beim Lesen Schiller'scher Balladen.

Heine steht heute halb im Schatten. Er ist sogar teilweise merkwürdig antiquiert (vergleiche dagegen den viel älteren Claudius!), sein lyrischer Einfluss ist überwunden. Die Poesie

*) Klopstock:

Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch als die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft
Und zu den Hügeln herauf rötlich er kömmt.

Niemand wird bestreiten wollen, dass diese Strophe schön sei, und die Klopstockverteidiger wissen nur zu gut, warum sie die „Frühen Gräber“ und vielleicht die „Sommernacht“ als Paradestücke in den Vordergrund der Diskussion stellen.

Und doch mutet uns der „stilisierte“ Frühling Klopstock's (vgl. auch „Der Züricher See“ und die vielgerühmte „Frühlingsfeier“) sofort fremdartig an, wenn wir an Goethe („Mailed“), Uhland („Frühlingsglaube“, „O sanfter, süsser Hauch“), Eichendorff („Frühlingsnacht“ und viele andere), Mörike („Er ist's“) gedenken. Schon im Vergleich mit Bürger kommt K. nicht recht nach; er verblasst aber neben Claudius:

Der Frühling:

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein, Keine Weis' und keine Sitte hören, Will mich wälzen und für Freude schreien, Und der König soll mir das nicht wehren.	Denn er kommt mit seiner Freuden Schar Heute aus der Morgenröte Hallen, Einen Blumenkranz um Brust und Haar Und auf seinen Schultern Nachtigallen.
Und sein Antlitz ist ihm rot und weiss, Und er träuft von Tau und Duft und Segen, Ha! Mein Thyrsus sei ein Knospenreis, Und so tauml' ich meinem Freund entgegen.	

Das ist deutsche Daseinsfreude! Claudius jauchzt, Klopstock wimmert. Wo ist bei ihm eine Stimmung rein ausgegeben? Es scheint fast, als ob ein Hofmeister hinter dem Dichter stände, damit dieser nicht aus der „Form“ gerate.

Goethe nahm Jacobi's „Wie Feld und Au So blinkend im Tau“, da es ihm ganz „goethisch“ erschien, in seine gesammelten Gedichte auf. Ob wohl dem Dichter der „lispelnden“ Cidli das „Frühlingslied“ des „Wandsbeckers“ geistesverwandt erschienen wäre? Wir glauben es nicht. Und darum nicht, weil Claudius selber „goethisch“ war, Klopstock indessen keineswegs. Sein schwaches Lyrikertalent zerbrach auch noch an der Odenform, die erst ein Hölderlin bewältigen konnte. Schiller wird wiedererwachen, der „Versunkenen Glocke“ gleich, wenn die Sturmflut einhergeht. Was aber könnte den „Messias“-Geist wieder zum Leben entfachen? Freuen wir uns indessen unverdrossen an Claudius. Da ist ein lieblicher deutscher Talgrund, und „Da stehet von schönen Blumen Die ganze Wiese so voll“

der „kichernden Veilchen“ und der „mitleidigen Blumen“ des „traurigen, blassen Mannes“, mag sie sich auch noch über Geibel bis zu einem der jüngsten Eklektiker, Franz Evers, verirrt haben, darf als veraltete Mode gelten. Die literarische Halbbildung — man kann da Wunderdinge bei „Gebildeten“ hören! — redet zwar noch von Heine als dem „zweitgrössten deutschen Lyriker“ und plappert das wie so manches nach, was dem verehrlichen Publikum unermüdlich vorgesprochen wurde. Ob sein lyrisches Gut höher zu bewerten sei als das Eichendorff's, wie Bartels in seiner Literaturgeschichte meint, ist doch sehr die Frage. Jedenfalls haben die Droste und Hölderlin „tausend Schritt' voraus“, Mörike selbst ist nur mit Goethe zu vergleichen. Das Unwahrhaftige der meisten subjektiven Gedichte Heine's, seine oft hässliche Erotik neben dem Hasse gegen Deutschland (Guizot!) machen ihn an sich schon unbrauchbar für die Schule.

Deshalb ist es eigentümlich, wenn sich in einigen Sammlungen (auch bei Lehmann) Teile aus seinen Gedichten und dem doch im ganzen schmutzigen „Wintermärchen“ abgedruckt finden. Dieses „Deutschland“ ist das „Hohe Lied“ der Sozialdemokratie geworden,*) und die Vaterlandsliebe, die hie und da durchschimmert, ist nur gemacht. Dass Heine das Land, in dem er geboren wurde, hasste, ist von ihm mit erfreulicher Deutlichkeit in Poesie und Prosa oft genug ausgesprochen worden, ist auch selbstverständlich und menschlich begreiflich. Für ihn hatte Dingelstedt die Worte in den „Flüchtlingen“:

„Das wolle Gott im Himmel nicht,
Dass solches je geschehe!
Nein, wer mit deutscher Zunge spricht,
Ruft Deutschland niemals Wehe!

*) Das bestätigt Pfannkuche in seiner Schrift „Was liest der deutsche Arbeiter?“, wo festgestellt ist, dass Heine fast ebensoviel unter den Arbeitern gelesen wird wie Goethe und Schiller zusammen. Arbeiter, die Heine verehren, sind Sozialdemokraten. „Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen!“ (Wintermärchen, Caput I) rief einstmals Bebel von der Tribüne des Reichstages aus. — Dass jedoch Goethe und Schiller, wenn auch nur vereint, Heine den Platz in der Lektüre des literarisch interessierten Arbeiters streitig machen, ist ein immerhin beachtenswertes Zeichen.

Wenn in einem Aufsätze der „Kölnischen Zeitung“ (vgl. die Abhandlung von Herold „Was lesen unsere Schüler?“ im Novemberheft (1904) der „Monatsschrift für höhere Schulen“, S. 588, Anmerkung) gesagt wird, „dass Heine auch noch heutzutage den gewaltigsten Leserkreis habe“, so beweist das, selbst wenn es wahr sein sollte, nichts für Heine.

Wer den Instinkten der Masse schmeichelt, darf allezeit auf dankbare Hörer zählen, und dass der Materialismus und die Sinnfälligkeit der Heine'schen Manier deren so viele fand, ist nicht weiter verwunderlich, sofern man die jahrzehntelange Reklamepauke von und für Heine bedenkt.

Der Geschmack der Vielzuvielen, seien sie nun gebildet oder ungebildet, ist sehr selten der rechte literarische Wertmesser gewesen, und ein Dichter der „Masse“ zu sein, dürfte keinem grossen Poeten als Vorzug gelten. Dass die auf der Höhe der Kunstanschauung stehende Kritik über Heine hinaus ist, erleidet keinen Widerspruch. Auch Geibel ist überwunden. Auch dass diese beiden einst alles beherrschenden Gegenfüssler nie wieder zu der früheren Geltung kommen können, darüber ist heute für jeden, der sehen kann und will, klare Bahn geschaffen. Wir müssten denn unser höchstes lyrisches Gut dreimal verleugnen.

Herold schreibt in seinem genannten Artikel: „Dass Otto Julius Bierbaum nicht vertreten ist (d. h. in dem, was die Schüler lesen), überrascht mich, denn er wurde in den letzten Jahren am meisten gelesen, brachte es doch sein „Irrgarten der Liebe“ in vier Jahren zum 32. Tausend; aber dass Heine, unser populärster Lyriker, zu den Toten gehören soll, erscheint mir geradezu unerklärlich (!). Wir haben ihn als Primaner mit Haut und Haaren verschlungen.“

Zunächst ist Bierbaum (vgl. auch weiter unten!) überhaupt kein Lyriker, sondern ein, bei Lichte besehen, höchst gabenarmer Ueberbrettl-Erotiker, der seine „Tausende“ wie Clara Viebig und Heinz Tovote im ganzen dem dekadenten Geschmack des Berliner Tiergartenviertels verdankt. Und es ist ausserordentlich gut, dass Bierbaum, Hartleben und Genossen aus Primaner- und anderen Händen bleiben.

Fernerhin ist es nicht unerklärlich, sondern höchst erfreulich, dass Heine sich für das lernende Geschlecht überlebt hat. Es müsste schlecht bestellt sein um Bismarck's Erbe, wenn heute der Verherrlichter „französisch heitren Tageslichts“ werdenden Geistern ein lyrischer Mentor sein sollte.

Und drittens: Einen „populären“ Lyriker gibt es überhaupt nicht, höchstens populäre Gedichte. Das Volk selbst singt seine Lieder, ohne ihren Verfasser zu kennen oder kennen zu wollen. Ist die „Loreley“ aber vor allen anderen „populär“? Uns will bedünken, dass „Im Krug zum grünen Kranze“, „In einem kühlen Grunde“, „Sah ein Knab“, ja sogar „Keinen Tropfen im Becher mehr“ mindestens gleich volkstümlich sind, und dass „Am Brunnen vor dem Tore“ alle an Beliebtheit übertrifft. In später Fidulität, und wenn der finke Dampfer mit lustiger Gesellschaft bei St. Goar vorübergleitet, wird der gute Deutsche sonderbar sentimental, und dann klagt er: „Ich weiss nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin“ — —

Und wenn ich sie, die mich verstieß,
Nie wiedersehen werde,
Mein letzt' Gebet und Wort bleibt dies:
Gott schütz' die deutsche Erde!“

nicht geschrieben, darum klingt ein Vaterlandslied in Heine's Munde wie Lästerung. —

Seine Stärke liegt übrigens im lyrisch-satyrischen Feuilleton; hier sind ihm die Spitzer, Speidel, Presber e tutti quanti verpflichtet. Ob diese Literaturgattung ein Segen ist?

Manche seiner Gedichte besitzen in der Tat eine sonst nicht wieder zu findende Stimmung. „Wir sassen am Fischerhause“; einzelne „Nordseebilder“ etc. Auch eine Reihe Balladen erreichen Lebensfähigkeit, obschon sie neben Uhland, Strachwitz, Fontane, Liliencron nicht bestehen können. So z. B. „Die Grenadiere“, „Die Schlacht bei Hastings“, „Belsazar“, welch' letzterer denn doch etwas ganz anderes ist als der von Legerlotz (Lorenz-Raydt, Leseb. für Untertertia S. 58.) Nur sollte darin Heine's Sprachschnitzer „gefüllt bis am Rand“ nicht stehen bleiben wie bei Lyon, Puls und Scheel.

An der Dichtung der letzten zwanzig Jahre darf man nicht achtlos vorübergehn, wie das so oft geschehen ist. Die Regungen des modernen Lebens haben in ihr vielfach einen glücklichen und eigenartigen Ausdruck gefunden. Es ist kein Ton, dessen sie sich nicht zu bemächtigen gesucht hätte. Sie hat uns so tatsächlich Neues gebracht. Nur sollten wir auch hier das Bleibende zu erfassen suchen, soweit es für die Schule Gewinn verheißt.

Es ist darum ein Fehler, wenn man sich mit an sich sehr löblichem Eifer auf die „Jüngsten“ stürzt und ihre Gedichtbände ausbeutet. Dabei neigt man leicht dazu, das Gute der älteren Meister zu vergessen und die neueren ganz bedenklich zu überschätzen.

Bierbaum, der Vater der „Studentenbeichten“, des „Stilpe“, des „Irrgartens der Liebe“ und anderer Sächelchen „aus der Froschperspektive“ ist ein ganz inferiorer Schreiber, der auch nicht einen Vers „gedichtet“ hat, den unser Gedächtnis sich sofort und unvergesslich einprägt. Busse, Evers, Vanselow, Presber u. s. w. sind weiche Eklektiker und glatte Reimer, nichts weiter. Mombert, Scheerbart, Schur haben eigentlich nur pathologisches Interesse. Stephan, George und Genossen bringen lediglich Wortklingelei.

Wenn man Liliencron für die Schule nutzbar macht, so findet man „Bunte Beute“ genug. Das jetzt noch schaffende Geschlecht ist ja auf anderem Gebiete (Hauptmann, Sudermann etc.) reichlich zum Worte gekommen. Liliencron erscheint indessen als der Lyriker-Typus der letzten Jahrzehnte. Verse wie:

Die Heide ödet so leer und dumpf,
Wie das Herz, das ein Freund betrog,
Zum Himmel auf aus dem Hammer Sumpf
Ein blutrot Wölklein zog.

(Kampf und Spiele S. 53.)

Oder:

Von tausend Welten überdacht,
Die ruhig weiter gehen,
Es zog ein Stern um Mitternacht
Und grüssend blieb er stehen.

(Kämpfe und Ziele S. 110.)

Oder:

Eratmend holt die Brust sich klare Ströme.
Im starkbetauten Netze fickt die Spinne,
Und hundert Lerchen, mit gespreizten Schwänzchen,
Entschütteln ihren Flügeln Nacht und Reif,
Der kecken Trillerkehlchen Tirili
Dem frischen Wandrer um die Mütze schmetternd.

(ebda. S. 119.)

Oder:

Wie lange willst du träumen, deutsche Frau,
Von glutdurchdrängter Nacht des Romeo?

Weckt dir Erinnerung nicht süsse Bilder
Aus unbarmherzig strenger Winternacht,
Die mit gesenktem Augenlid umdämmert
Die Hünengrüber Deines rauhen Strandes?

(ebda. S. 68.)

Oder:

Behaglichkeit, das Kätzchen schnurrt im Zimmer,
Indessen draussen in der Winternacht,
Ein Abglanz von den Schilden Schlachterschlagner,
Die fleissig in Walhall den Humpen schwingen,
Die blassen Strahlenbündel eines Nordlichts
Am strengen Himmel Odins sich ergiessen,
Und auf der toten Heide bellt ein Fuchs.

(ebda.)

tragen die Verheissung des Bleibenden in sich. Es sei noch an „Cincinnatus“ (Frei will ich sein!) „Abschied und Rückkehr“, Glückes genug“, „Goldammer“, „Auf einer grünen Wiese“ u. v. a. erinnert. Seine Kriegsliryk ist unerreicht (die Landsknechtlieder sind zu kunstlos, um zum Vergleich herangezogen zu werden), „Trutz blanke Hans“ ein Krondiamant der deutschen Balladen-dichtung.

Die kräftige, lebensstarke Poesie dieses feudalen Dichters überragt die zeitgenössische Produktion bei weitem. Will man indessen noch andere „Neutöner“ in eine Sammlung für die Schule aufnehmen, so müssen neben Falke und Dehmel, dessen „Anno domini 1812“ und „Drohende Aussicht“ (Lebensblätter, S. 88 u. S. 94) einer düster-grandiosen Wirkung nicht entbehren, unbedingt die feinen Lyriker Wallpach, Ernst und Weigand stehen. Arno Holz wird, wo er in den genannten Anthologien auftritt, mit nur dreien seiner Gedichte „Een Boot is noch buten“, „So einer war auch er“, „Ein Herz, das zersprungen“ angeführt. Das sind indessen Verse, die ebensogut ein verbesserter Rittershaus, ein Siebel oder Busse geschrieben haben könnte. Man sollte doch lieber den „Heroldsruf“ (Buch der Zeit, S. 159 ff.) teilweise abdrucken, oder sein reizendes Weihnachtslied (a. a. O. S. 254), Teile aus dem „Samstagsidyll“ (ebda. S. 36), oder „Tagebuchblätter“, Nr. 11: „Der Sonne letzter Schein“ (a. a. O. S. 245), aufnehmen.

Hält Holz auch keinen Vergleich mit Liliencron aus, so wollen wir es ihm, dem prachtvollen Rhetor der Jüngstdeutschen, doch nicht vergessen, dass er mit seiner manchmal wohl forzierten Sprache den Dahn, Wolff, Ebers, Bodenstedt, Rittershaus und den Stabreimern kräftig an die Rippen fuhr und damit (auch für Keller legte er eine Lanze ein!) den Kunstwartleuten schätzenswerte Vorarbeit leistete.

Man soll also gerade bei der Moderne kritisch verfahren. Der Fehler unserer Lesebuch-kompiatoren lag auch weniger in der Nichtberücksichtigung dieser Kunst und wäre dann zu tragen gewesen, sondern darin, dass man die Nachklassik einfach als Epigonendichtung auffasste, dass man Goethe's lyrische Pairs vergass und mit seinem leiblichen Ende auch den durch ihn begonnenen literarischen Entwicklungsgang abschloss oder für abgeschlossen hielt, während der grosse Weimarer nur das leuchtendste Glied einer glänzenden Kette bildet.

Wesentlich ist, dass die eine Tatsache fester Bewusstseinsinhalt der Schüler wird: Das neunzehnte Jahrhundert ist das goldene Zeitalter der deutschen Lyrik.

Noch ist Goethe für die meisten Deutschen nur ein himmelanstrebender Berg, den sie zwar staunend betrachten, von dem sie aber als rechte Philister nur die Schlacken kennen. Noch war es möglich, dass die Hausmacherpoesie einer Ambrosius um die Jahrhundertwende in über vierzig Auflagen in das Land ging, während Mörike's Gedichte, die 1838 erschienen, erst jetzt zwanzig ganze Auflagen erreicht haben. Noch konnte vor kurzer Zeit auf einem Deutschen Schriftsteller-tage Nataly von Eschstruth-Knobelsdorff-Brenkenhof — invita Minerva! — die beliebteste deutsche Schriftstellerin genannt werden. Und doch gilt uns Wolfram's Tagverkünden:

Sine klawen durch die Wolken sint geslagen,

Er stiget uf mit grözer kraft . . .

als eine frohe Botschaft. Und doch geben uns die täglich mehr wachsende Kunstwartgemeinde, die „Deutsche Dichtergedächtnisstiftung“, Frenssens Erfolg und manches andere Zeichen der Zeit

die Hoffnung, dass bessere Tage kommen. Wird auch die Masse den wahrhaft Grossen aus guten Gründen nie zugewandt sein können, so sollen doch die, denen ihr Schicksal die Möglichkeit gab, geistige Führer der Nation zu werden, Gold von Talmi zu scheiden vermögen. Dass hiermit nur ein bescheidenes Teil zur Verfeinerung des Kunstempfindens und Stärkung unseres völkischen Gefühls beigetragen werden kann, liegt zu Tage. Von „größer Arbeit“ redet das Leben draussen. Lichtspuren zeigen sich aber auch hier überall. Der litterarische Geschmack der ländlichen Menge wird durch Sohnrey's Reformbewegung günstig beeinflusst. Nach dem Beispiele Englands gründen weitsehende Volksfreunde Lesehallen, deren Wohlthat breiteren Kreisen des städtischen Mittelstandes durch einen Ausbau der sozialen Gesetzgebung (8 Uhr-Ladenschluss) erst recht fühlbar würde. Grosse Kulturaufgaben liegen auf dem Wege, den Otto von Leixner mit seinem „Kampf gegen den Schmutz in Wort und Bild“ einschlägt.

Ein weiter Ausblick eröffnet sich in der Reorganisation des gesamten Schrifttums und Theaters, im Berennen der Presskartelle, in scharfer Bekämpfung der salzlosen Roheit sozialdemokratischer Witzblätter, der abscheulichen Verzerrungen des „Simplizissimus“, der Wiedehopfsippe „Kleines Witzblatt“, „Sekt“, „Satyr“ u. s. f.

Wahrlich, Oed- und Unland genug für die Pioniere einer grossen, segensreichen „inneren Kolonisation“.

Tue auch die Schule das ihrige, „damit der Tag dem Edeln endlich komme!“

